Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 19 (1939-1940)
Heft: 11

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bedenkt man alle diese verschiedenen Momente, so wird man um die Feststellung kaum herumkommen, daß die Kriegsziele noch reichlicher Modulationen — auf beiden Seiden — fähig sind.

Dies hat sich vielleicht auch Herr Roosevelt gesagt, als er sich entschloß, nun noch als besonderen Sendboten einen seiner nächsten politischen Mitarbeiter nach Europa zu befehlen. Der Präsident scheint sich seiner Stellung — wohl auch im Hinblick auf die Wahlen dieses Herbstes — sehr sicher zu sein, wenn er es in dem Lande, wo die Isolationisten immer noch recht rege sich erweisen, unternimmt, nacheinander einen ständigen Delegierten zum Papst, einen seiner wichtigsten Leute zu einer informatorischen Rundreise zu senden und gleichzeitig Besprechungen mit den europäischen Neutralen aufzunehmen. Diese Entwicklungen verdienen, von der europäischen Seite aus, eine genaue Beachtung. Ihnen entscheidendes Gewicht für die nächste Zeit beizumessen, erschiene freilich durchaus voreilig. Anderseits ist die persönliche Einstellung des Präsidenten gegenüber den Kriegführenden zu bekannt; sie wird sich in einem früheren oder späteren Stadium zweifellos geltend machen, wie gewisse Andeutungen besagen, die, erst vor einigen Tagen wieder aus dem Munde des Staatssekretärs, von einer Parallelität der Interessen der Vereinigten Staaten mit denen der Alliierten — wenn auch in diesem besonderen Falle Finnland gemeint war – sprachen.

Erschiene also die Möglichkeit prinzipiell immerhin vorhanden, daß die Kriegführenden gelegentlich über diese unabgeklärten Dinge in's Gespräch kämen — wobei seitens des Herrn Roosevelt zweifellos ein Druck in einer ganz bestimmten Richtung und nach einer ganz bestimmten Seite ausgeübt würde —, so hat die europäische Reaktion auf die amerikanischen Schritte allerdings gezeigt, daß die Zeit für solche Dinge keineswegs reif ist. Zu mindest geben sich die Kriegführenden den Anschein, als ob zuerst auf militärischem Gebiet die große Abrechnung eingeleitet werden müsse, bevor ein Gespräch überhaupt beginnen könne. Beachtet man demgegenüber gewisse Stimmungen gerade in diesen kriegführenden Ländern, so wird sich mancher über solche Demonstrationen seine eigenen Gedanken machen.

„Völlig unabgeklärt" — das ist das Signum der heutigen Kriegslage. Der Neutrale wird lernen müssen, seine Nerven noch fester in die Hand zu nehmen. Es ist gut, sich heute auf alles einzustellen. Rüstung und innere Disziplin: diese allein sind die Träger unserer Zukunft. Wird einer von ihnen schwankend, so kann das Schlimmste eintreten.

Zürich, den 13. Februar 1940.

Jann v. Sprecher.

Kultur- und Zeitfragen

Das Schicksal des Abendlands: ein west-östlicher Ausgleich.

Die Frage ist nicht: „Drittes Reich oder Dritte Internationale, auch nicht Faschismus oder Bolschewismus, sondern es geht um die welthistorische Auseinandersetzung zwischen dem Erdteil Europa und dem Erdteil Rußland, zwischen dem abendländischen und dem eurasischen Kontinent".

Gegen den Hintergrund einer machtvollen Schau welt- und zeitumspannender metaphysischer Ordnungen betrachtet Walter Schubart in seinem Buch „Europa und die Seele des Ostens" (Vita Nova Verlag, Luzern 1938) die realsten Kräfte dieser welthistorischen Auseinandersetzung zwischen Europa und

dem russischen Asien, die das Schicksal unserer Zeit ist und wohl oder übel zu einem westöstlichen Ausgleich führen muß.

Metaphysische Ordnungen: das Verhältnis der Menschen zur Umwelt und Umzeit, zu All und Ewigkeit, zu Gott, und die äonische Rhythmik des Weltgeschehens, nach der Äonenlehre vieler weiser Kulturen des Altertums, wonach sich die Welt und die Menschheit in großen Rhythmen, von halben bis ganzen Jahrtausenden, wandelt, indem sich äonische Urbilder abwechslungsweise in der Welt, im Menschen verwirklichen; so brachte das Urbild unserer Neuzeit den heroischen oder prometheischen Menschentypus hervor, dessen Leitgedanke die Welt-Beherrschung ist, als Nachfolger des harmonischen, vom Gedanken des Welt-Einklangs geleiteten Menschen des christlichen Mittelalters.

Realste Kräfte: das innerste Wesen, die seelisch-geistige Haltung der nach ihrer Zeit und ihrem landschaftlichen Raum verschiedenen Menschen. Die Bestimmung des menschlichen Wesens aus Epoche und Landschaft ist hier metaphysisch begründet, aber biologisch und psychologisch fest ausgebaut — die Anschauung stellt sich der Blut-und-Boden-Theorie entgegen, die übrigens heute auch durch die Umsiedlungen revisionsbedürftig geworden wäre. Realste Kräfte: das seelisch-geistige Wesen der Menschen, nicht wirtschaftliche, soziale oder politische Verhältnisse und Geschehnisse, die nur die sicht- und meßbarsten Erscheinungen jenes innersten Wesens sind, die Symptome, die es deshalb so umfassend und so genau wie möglich zu betrachten, aber auch auf ihren wesenhaften Grund hin zu durchleuchten gilt.

Das tut Walter Schubart in seinem Buche. Der hervorragende Denker von Riga ist in der „Schweizer Montsheften" schon durch eigene Beiträge bekannt geworden, die zum Teil sogar Abschnitte aus dem vorliegenden Buche sind, sowie durch die neuliche Besprechung seiner gleichgestimmten kleineren Schrift „Dostojewski und Nietzsche" (in demselben Verlag, 1939) (vergl. Juli/Augustheft S. 335/336). Das ebenso glanz- wie machtvoll geschriebene Buch aber ist vielleicht das bedeutendste und hellsichtigste aller unserer Bücher über die Frage des Schicksals unserer heutigen Welt — so hellsichtig, daß wir es geradezu prophetisch nennen könnten, wenn es sich nicht auf eine so umfassende und so umfängliche Prüfung des Wirklichen gründen würde, wenn es nicht, wie der Verfasser selbst sagt, der Niederschlag jahrelangen Nachdenkens und jahrzehntelanger Beobachtungen wäre.

Was viele ahnen und einige wenige auch schon erkannt haben, das beweist Schubart mit seinen unerschöpflichen Beobachtungen und zwingenden Auslegungen: daß unsere Schicksalsfrage sich nur noch als West-Ost-Problem stellt, nur noch in einem west-östlichen Ausgleich eine positive Lösung finden kann. Politisch ist das offensichtlich: nach einzelnen Vorzeichen im Altertum und im Mittelalter stehen sich heute West und Ost in einem dauernden Spannungs-Verhältnis gegenüber, das zu entscheidenden Auseinandersetzungen drängt. Als politischen Osten zeigt uns Schubart namentlich Rußland, dessen Geschichte der Feldzug Napoleons von 1817, das nicht nur sinnbildlich bedeutsamste Ereignis im Wirken dieses größten prometheischen Welteroberers, nach dem Westen wandte. Den übrigen Osten, den islamischen, den indischen und den Fernen Osten, deutet Schubart als Kräfte in der politischen West-Ost-Spannung nur an. Dadurch, daß er in der seelisch-geistigen Haltung, aus der ja auch alle Politik hervorgeht, die Wesenszüge aufzeigt, die der Russe mit den übrigen Asiaten gemeinsam hat.

Die „Seele des Ostens", wovon Schubart handelt, ist die wahre Seele Rußlands. Rußland ist „der christliche Teil Asiens", die russische Seele vereinigt christliche und asiatische Wesenszüge. Das Urvertrauen des Asiaten gegenüber der Natur und der Weltordnung, das Allgefühl, das ihn harmonisch mit der ganzen Welt, selbst mit dem „Jenseits" verbindet, seine Beschaulichkeit und Anpassungswilligkeit werden in der christlichen russischen Seele zu tiefer Religiösität, zum warmen Brudergedanken, zur Opferfreude — für die Russen ist das größte Fest Ostern und nicht Weihnacht — und zur wahren inneren Freiheit, die auf der Beheima-

tung der Seele im All, bei Gott beruht und die nicht nur den bekannten russischen Heiligen schafft, sondern auch allein den echten Lebensgenießer ermöglicht — alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis. Die wahre russische Seele hat Schaden erlitten im Lauf der Geschichte, unter dem römischen Machtgeist der Kirche, dem Tartaren- und dem Teutonenjoch und schließlich dem Zarismus, der all diesen fremdartigen Gewaltgeist übernahm, bis sie zum Nihilismus, zur Weltverleugnung und schließlich zum Weltvernichtungswahn umschlug: im Bolschewismus. Der Bolschewismus ist die Krise der Infektionskrankheit, die die russische Seele ihrer Berührung mit dem modernen Abendland verdankt — daß diese Krankheitskrise bereits über zwei Jahrzehnte dauert, besagt nichts am Maßstab russisch-asiatischer Zeitlosigkeit. Der Bolschewismus ist das fürchterliche Fegfeuer, in dem sich die russische Seele „härtet" und läutert, wie schon jetzt deutlich zu sehen ist, und sich aus ihrem Kampf gegen Gott — in Rußland ist der Atheismus zum religiös fanatischen Antitheismus geworden — zu einer neuen Gottverbundenheit durchringt.

Am Gegenbild des wahren russischen Wesens, das er ebenso gut aus dem Leben wie aus der Literatur kennt und ebenso klar wie lebendig-anschaulich schildert, will Schubart den Abendländer zur Selbsterkenntnis bringen. Und er zeigt uns, was wir in diesem Spiegel schauen und sehen müssen — wir selbst sähen ja nicht die Hälfte davon! Ein erschütterndes Bild. Die Pracht und Macht des neuzeitlichen Abendlandes, worauf wir — mit wenigen Ausnahmen — so stolz gewesen, droht heute sich selbst zu vernichten, die neuzeitlich-abendländischen Ideale, an deren unbedingte Gültigkeit wir — mit wenigen Ausnahmen — geglaubt haben, haben uns an den Abgrund geführt. Das Ideal des Welt-Einklangs, das die Seele des mittelalterlichen Christen und noch heute die wahre russische Seele leitet, ersetzte der neuzeitliche Abendländer durch das Ideal der Welt-Beherrschung. Er ist der heroische oder, wie ihn Schubart mit Vorliebe und trefflich nennt, der prometheische, „vor-sorgende", Mensch. Sein Wille zur Macht entspringt, tiefgründig zeigt es Schubart auf, seiner Urangst und seinem „Punktgefühl", die im Gegensatz zum asiatisch-russischen Urvertrauen und Allgefühl seine innerste Haltung bestimmen. Die Urheimat des prometheischen Menschen ist der germanische Norden, der die neue Zeit mit einem Protest, der protestantischen Reformation, eröffnet: Trennung von Kirche und Staat, von Gott und Welt. In solchen Bewußtseins-Spaltungen treiben Urangst und Punktgefühl den menschlichen Geist zur Machtergreifung, zu seiner Autonomie-Erklärung und Diktatur: der französische Rationalismus eines Descartes gipfelt im Kritizismus des Norddeutschen Kant. Dem Machtwillen und der Souveränität unseres Verstandes verdanken wir die ungeheure neuzeitliche Entwicklung des methodischen, systematischen und normierenden Denkens, und, durch seine praktische Anwendung, der Wissenschaften, der technischen Industrien und der sozialen Organisationen — die Gegenstände unseres Denkens und Schaffens sind uns aber dabei immer mehr zu bloßen Sachen geworden, wir haben uns dabei immer mehr dem organischen Leben entfremdet und sind zu Sachmenschen und Sklaven unserer eigenen Schöpfung geworden. „Wir": wir Abendländer unserer Zeit, in verschiedenen Spielarten und Schattierungen, je nach unserer völkisch-landschaftlichen und auch persönlichen Bedingtheit, wie Schubart in den ganz besonders anschaulichen Kapiteln dartut, die er der Charakteristik der Deutschen, der Angelsachsen, der Franzosen und der, seelisch-geistig den Russen nahe verwandten Spanier widmet. Der zur prometheischen Kultur landschaftlich vorbestimmte und für sie begabteste Abendländer, der Deutsche, der Preuße, hat auch durch die Übertreibung ihr Verhängnis bewiesen, und deshalb ist — Schubart zeigt es in einem eigenen Kapitel über die „Verhaßtheit der Deutschen als Kulturfrage des Abendlandes" — der allgemeine Deutschenhaß „ein verschleierter Haß Europas gegen sich selbst".

Noch offensichtlicher als auf dem kulturellen Gebiet ist die Verwirkung, in die uns unser Wille zur Macht auf dem politischen Gebiet geführt hat: die Entwicklung

von der Reformation über Descartes, die Aufklärung, Kant, Hegel sowohl zu Nietzsches Ideal des Übermenschen als auch zu Marx' Ideal des Massenmenschen und schließlich zum heutigen Totalitarismus, der in seiner Paradoxie diese beiden polaren, sich gegenseitig aufhebenden Ideale gleichzeit verwirklichen will. Die gewaltigen politischen Machtanhäufungen unserer Zeit, worin sich das individuelle Punktgefühl zum Nationalismus oder zu einem Klassen-ismus erweitert hat, bestehen immer nur im Gegensatz zu ihresgleichen, die sie bekämpfen und beherrschen wollen, sodaß sie sich zwangsläufig, mit den ungeheuren technischen Mitteln, worüber sie heute verfügen, gegenseitig vernichten müssen.

Noch einmal, aber tiefer ergründet, „Untergang des Abendlandes". Dennoch ist Schubarts Buch, aus dessen unerschöpflichem Reichtum ich hier nur einige der wesentlichsten Gedanken habe andeuten können, nicht „defaitistisch". Das Abendland kann sich noch retten, wenn es seine Macht-Ideale aufgibt, die, namentlich seelischen, Schranken niederreißt, welche den Einzelnen wie die Gemeinschaft und den Staat von ihrem Nächsten trennen, kurz, wenn es in seinem Herzen und seinem Geiste den west-östlichen Ausgleich schon selbst vollzieht, den ihm sonst ein unvermeidliches leidenschweres Schicksal einst in seinen zerstörten Palast bringen würde.

E. H. v. Tscharner.

Eine unbekannte Ballade von Conrad Ferdinand Meyer.

Wir freuen uns, daß die Zentralbibliothek Zürich, Eigentümerin des handschriftlichen Nachlasses C. F. Meyers, Frau Constanze Speyer die Bewilligung erteilt hat, eine bisher unbekannte, von Frau Speyer aufgefundene Ballade in unserer Zeitschrift zu veröffentlichen. Die Einführung Frau Speyers orientiert den Leser über die literarischen Zusammenhänge.

Die Schriftleitung.

Zu den großen tragischen Problemen menschlichen Daseins, die sich Conrad Ferd. Meyer zum Gegenstand seiner Dichtungen wählte, gehörte vornehmlich der Konflikt zwischen Vater und Sohn, wie sie ihm die Quellen mittelalterlicher Geschichte in der Empörung des undankbaren, gegen den herrschenden Kaiser sich auflehnenden Königsohnes in häufiger Wiederkehr boten.

Im letzten Schaffensjahrzehnt des Dichters taucht die Darstellung dieses Konfliktes immer wieder zwischen anderen Entwürfen empor, ihn zu novellistischen wie dramatischen Versuchen anregend:

Anfang der 80er Jahre beschäftigt ein Salier-Drama, der „Sohn des Büßer's von Canossa", die Empörung Heinrich's V. gegen seinen kaiserlichen Vater Heinrich IV. unablässig seine Phantasie; stärker wird der Plan; sein Heinrich V. „zehrt" und „arbeitet" an ihm, und noch in der letzten, knappen, ihm nach Vollendung der „Angela Borgia" vergönnten Frist — kurz vor seiner schweren Erkrankung —, denkt er an die Konzeption zweier getrennter Dramen: einen Heinrich IV. und einen Heinrich V. So bekennt er leidenschaftlich seiner Schwester: „Du siehst, es ist zu viel! — Ich muß zwei Dramen schreiben: einen Heinrich IV. und einen Heinrich V. — oder besser eine Trilogie, deren Abschluß mein Friedrich II. sein müßte".

Auch bei der Behandlung des Hohenstaufen-Stoffes finden wir die Wiederkehr des gleichen Themas: des Zerwürfnisses zwischen dem Staufenkaiser Friedrich II. und König Heinz.

Dem Dichter war die Vollendung dieser Entwürfe nicht mehr vergönnt; er brach darüber zusammen; demnach scheint das traurig-quälerische Thema — dieses Zerwürfnis-Motiv — seinem Wesen wie seiner Ausführung nach durchaus auf die letzte Schaffensperiode des alternden, schon von Krankheit überschatteten Dichters hinzuweisen.

Nun hat sich unter den Manuskripten des Nachlasses eine Ballade vorgefunden, die uns ein glücklicher Umstand in der Handschrift des Dichters erhalten hat; sie trägt den Titel: „König Heinrich V." Der Dichter hat sie selbst vom 13. Oktober 1863 datiert. Sie gehört demnach in eine Frühzeit, da C. F. Meyer noch kein einziges Gedicht veröffentlicht hatte, und sich vergebens nach einem Verleger umsah. Erst im nächsten Jahre erschien seine erste Gedicht-Sammlung: „Zwanzig Balladen von einem Schweizer". Er hat die Ballade: König Heinrich V. hierin nicht aufgenommen, wohl in dem sicheren Vorgefühl, einen solchen Stoff sich für spätere Zeiten aufsparen zu müssen.

Jedenfalls bringt die aufgefundene Ballade den überraschenden Beweis, daß bereits in dieser Früh-Periode der noch unbekannte Dichter sich mit demselben tragischen Stoffe beschäftigte und ihn zu formen strebte, um dessen Gestaltung er am Ende seiner Laufbahn mit solcher Inbrunst rang.

Zwischen dieser Früh-Ballade und dem einzigen uns erhaltenen Fragment der Salier-Dichtung, betitelt: „Pseudo-Isidor", aus den 80er Jahren stammend, liegen mehr als zwei Dezennien, liegt ein ganzes Dichterleben, die ganze reiche Dichter-Ernte. Dennoch sehen wir bereits in dem Frühgedicht „König Heinrich V." alle Linien vorgezeichnet, die in der Pseudo-Isidor-Novelle verstärkt, vertieft und ausgebildet erscheinen; schon in der Ballade die erschütternde Wirkung des Schuld-Bewußtseins, hier noch Verstärkung des Schuld-Motivs: der alte König Heinrich V. zieht schuldbeladen, unter der Last des Vaterfluches, an unheilbarer Krankheit dahinsiechend, seinem Ende entgegen; Gott hat ihn für seinen Kindes-Undank gestraft. — Drohend und gewaltig erhebt sich, in der Ballade nur erst schwach angedeutet, des Thema des Jüngsten Gerichtes. — Interessant ist auch bereits das Vorhandensein des am Mantel zerrenden, entblößten Bettlers, dem der Kaiser zum Zeichen der Versöhnung seinen Purpur-Mantel überwirft (hier nur visionär gegeben). Dieses Motiv tritt ausgebildet in dem Gedichte „Kaiser Otto's Weihnachten", später „Der gleitende Purpur" betitelt, deutlich hervor. Jedenfalls zeigt die Früh-Ballade: König Heinrich V. bereits Spuren späterer Meisterschaft (bei noch unvollendeter Formgebung) und eine Reife und Tiefe der Einsicht in menschliche Probleme, sowie ein Darstellungsvermögen, welche die bisherigen Ansichten von der Schwächlichkeit dieser Früh-Periode als unrichtig erkennen lassen.

Constanze Speyer.

König Heinrich V.

13. Oktober 1863.

Lieblich ist Land Lotharingen,
Ströme schlängeln sich, es glänzen
Edle Burgen, nicht zu zwingen,
Turm und Türmlein mannigfalt,
Städtlein, welche Hügel kränzen,
Niedre Dörfer, stille Nester
Und bequem gebauter Klöster
Friedevoller Aufenthalt.

König Heinrich, er bereist es,
Und sein Angesicht ist heiter. —
Aber, wie geschieht dem Reiter,
Daß er in das Leere starrt,
Aufgerichtet in dem Bügel?
Vor dem Auge seines Geistes

Steht ein Bettler, in die Zügel
Fällt er ihm und dräut ihm hart.

Schon ist das Phantom verblichen,
Doch sein Frohmut ist gewichen,
Nimmer wird er heut' vergessen
Jenes kummervolle Haupt,
Das er strafend angetastet,
War es auch mit Schuld belastet,
Seines Vaters Haupt, von dessen
Locken er den Reif geraubt. —

Heinrich hört die Glocken schlagen,
Zu der Messe rings im Lande,
Und er denkt: Wie darf ich zagen?
Spricht mich doch die Kirche los?
Löst sie nicht des Blutes Bande?
Trennt die Kirche Weib und Kinder
Nicht von dem verstockten Sünder,
Den sie stößt aus ihrem Schoß? —

Wo mag nur der Kaiser stehen,
Barfuß, barhaupt, voller Sünden,
Zu dem strengen Priester Flehen? —
Tief erglüht des Sohn's Gesicht;
Seinen eig'nen Mantel lösen
Möcht er und ihn schamhaft winden
Um die Mängel, um die Blößen
Dessen, der ihm gab das Licht.

In die Kirche strömt aus allen
Weilern nun die fromme Menge;
Und wem weiß die Locken wallen,
Diesen führt ein guter Sohn;
Und der Glocken tiefe Klänge
Sie verteidigen, sie klagen, —
Heinrich weiß nicht, was sie sagen,
Und er seufzt mit leisem Ton:

„Viel in jedem Stand gelegen
Ist an eines Vaters Segen,
Heil bringt er zu jeder Stunde
Und ist frischen Lebens Saft;
Wissen wir, wo er behütet,
Und was Böses er verbietet,
Kommt er selbst aus frevlem Munde,
Dennoch hat er große Kraft."

Schaudernd in der warmen Sonne
Fühlt er elend ohne gleichen
Sich, — und für des Landes Wonne
Hat der König keinen Blick,
Er beneidet jeden Armen,
Dem ein Vater im Erbleichen
Einen Segen, einen warmen,
Warmen Segen läßt zurück. —

Seinem Jammer zu entfliehen
Späht der König auf den Wegen
Und sieht einen Reiter ziehen,
Und der reitet sehr gemach.
Sich entgegen geh'n die Pferde,
Ei — wie ist der Bote träge!
Endlich springt er auf die Erde,
Beugt ein Knie und redet: „Ach!

„Falte, König, deine Hände,
Und vernimm die Trauerkunde,
Von des alten Kaisers Ende,
Und versag das Grab ihm nicht:
Unserm Spruch ist er entnommen,
Und vor Gottes Stuhl gekommen,
Sei der Herr in unsrer Stunde
Uns barmherzig im Gericht!" —

„Es steht geschrieben ...", ein evangelisches Laienspiel.

Die Tausende, die im Zürcher Kongreß-Saal Pfarrer Adolf Maurers Spiel in drei Teilen „Es steht geschrieben ..." (Verlag der Evangelischen Buchhandlung Zollikon) miterlebt haben, stimmen wohl alle mit der Ansicht der Herausgeber, Fulda und Hellstern, überein, „das kirchliche Laienspiel" sei „berufen, der Kirche im Dienste der Verkündigung wertvolle Helferdienste zu leisten". Der Verfasser will „in der Sprache der lebendigen Bilder und dramatischen Handlungen" darlegen, „was unsere evangelische Landeskirche im Strudel der heutigen Ereignisse, im Stimmengewirr des Alltags, laut, deutlich und ohne Ermüden zu sagen hat".

Pfarrer Maurer stellt die Geschichte der Versuchung Jesu als „Untergrund" dem Spiel voran. Damit will er kundtun, „wie solche Versuchung uns allen zu schaffen macht", und wie sich gerade darin die Kraft des christlichen Glaubens erproben muß. Im ersten Teil wird am Arbeitslosenproblem dargelegt, daß der Mensch nicht vom Brot allein satt werden kann; im zweiten Teil, wie alle „Weltanschauungskrämer" gegenüber der einen wahren Hilfe versagen müssen. Im letzten Teil wird dem Zuschauer vor Augen gehalten, daß der wahre Christ helfender Bruder aller sein soll, auch derjenigen, die vom rechten Wege abgekommen sind und vom Staate bestraft werden mußten. In einem Nachspiel stehen sich irdische und geistige Macht gegenüber, symbolisiert durch einen Krieger mit wuchtigem Schwert und durch das Kreuz. Zuschauer und Spieler singen zum Schluß gemeinsam den Choral „O daß doch bald Dein Feuer brennte".

Unter der vorzüglichen Leitung von Heinrich Fulda spielten und sangen die vielen Mitwirkenden der „Evangelischen Spielschar" mit der echten Innerlichkeit und dem frommen Eifer, die nötig sind, um ein großes Auditorium zu ergreifen. Mit einfachsten Mitteln, ohne Vorhang und Kulissen, nur mit dem großen, nach oben gestuften Podium, wurde eine starke Wirkung erreicht. Vor dem Chor, der auf der Bühne die Zuschauer „fortsetzte", also gleichsam inmitten der gesamten Gemeinde, spielte sich die leicht verständliche, einfache Handlung ab. Nicht „Theater" im üblichen Sinn wurde gespielt, vielmehr wollten alle Mitwirkenden bewußt Verkündiger des Gotteswortes sein.

Wenn man sich auch vorstellen mag, der Text könnte dichterisch noch schöner geformt sein und der Handlungsverlauf straffer und überzeugender, so ist dem entgegenzuhalten, daß es bei derartigen Laienspielen in erster Linie auf die innere Haltung der Mitwirkenden und die Bereitschaft der Zuschauer ankommt. In den Zürcher Aufführungen, als Veranstaltung der Evangelischen Landeskirche im Zeichen

der Landesausstellung, bildeten Mitwirkende und Zuschauer tatsächlich eine Gemeinde unter dem Wort Gottes. Der Zweck, im Spiel ein Mittel der Verkündigung zu haben, ähnlich wie bei den christlichen Volksspielen im ausgehenden Mittelalter, wurde so auf neue Weise und in hohem Grade erreicht.

K. G. Kachler.

Lucretia und Brutus.

Aufführung von Bullingers „Lucretia und Brutus" durch die Laienspiele der Studenten an der Universität Basel im Treppenhaus der Universität Zürich. (2. Dezember 1939.)

Wie schon im Frühling des letzten Jahres, waren die Basler Studentenspieler nun auch noch am Jahresende in Zürich zu Gast. Diesmal brachten sie nicht ein Basler, sondern ein Zürcher Stück zur Darstellung; doch konnten sie mit Stolz darauf hinweisen, daß schon vor vierhundert Jahren es nicht die Zürcher, sondern die Basler waren, die das Drama des Zürcher Reformators aufgeführt haben.

Dr. Kachler hat für Bullingers „Lucretia und Brutus" denselben Raum gewählt wie für Gengenbachs „Gouchmatt", Treppenhaus und Eingangshalle der Universität, und auch diesmal erwies sich die Wahl als glücklich. Steht auch Bullingers Drama der Bühne von heute näher und ließe sich auch eine Darstellung dieses Stücks vor Bühnenbildern des Gegenwartstheaters sehr gut denken, so ist doch auch in diesem Drama der Renaissance- und Reformationszeit so viel Andersartiges und zeitlich uns Ferngerücktes, daß der ungewohnte Raum und die andere Luft der Hochschule der Aufführung sehr gut bekommen sind.

Auch in anderer Hinsicht war ja die Vorstellung ein Werk der Hochschulen. Dem personenreichen Stück konnte die Basler Studentenschaft, unterstützt durch Basler Gymnasium und Lehrer-Seminar, sowie durch Mitglieder von Basler Liebhabervereinigungen, die nötige Zahl von Spielern, Sängern und Sängerinnen, Musikern und Statisten stellen. Dem wagemutigen Unternehmen, dieses Drama einer weit zurückliegenden Zeit vor unsern Augen lebendig werden zu lassen, konnten die Träger der zürcherischen Wissenschaft, — man sah viele führende Persönlichkeiten in der Eingangshalle unserer Universität— unterstützt durch die Zürcher Theaterliebhaber, die nötige Zuhörerschaft sichern.

Von der Regie wie vom Darsteller fordert das Stück Bullingers weit mehr als Gengenbachs „Gouchmatt"; Einzelgestalten wie Beherrschung der Massen verlangen hier eine reichere Kunst des Schauspielers, wie des Regisseurs; hat doch schon der erste Regisseur des Stücks, Sixt Birk, in seiner Anweisung für die Spielenden bemerkt, das Wesen dieses Spiels bestehe nicht allein in den Sprüchen, sondern im Handeln, in den Geberden. Mit viel Geschick und sicherem Blick für das Wirksame und farbig schön Zusammenklingende hat Dr. Kachler gute Sprecher und Darsteller, wie den Brutus, ausdrucksvolle Darstellerinnen, wie die Lucretia mit begabten Laienspielern, eifrigen Liebhabern und begeisterter Jugend zu einer sehr eindrucksvollen und von den Zuschauern auch mit aufrichtigem Beifall entgegengenommenen Ensembleleistung von Wort, Spiel, Musik und Bild zusammengeführt.

Wenn die behenden Photographen (die allerdings eher in eine Hauptprobe als in eine Aufführung gehören) die Beute ihrer verschiedenen Fischzüge vorlegen, werden auch die, welche der Aufführung nicht haben beiwohnen können, sich an den wirkungsvollen und formschönen Bildern, die sich auf der Treppe wie im Raum davor entfalteten, erfreuen können.

Den Zuhörern allein verbleibt der Eindruck, den — als etwas besonders Eigenartiges und äußerst Sympathisches dieser Vorstellung — das dem Urtext entnommene altertümliche Deutsch der Bullingerschen Dichtung vermittelte. Ver-

stand man auch manches Wort nicht sogleich — denn mehr als eines der vernommenen Wörter gehört dem heutigen Sprachgebrauch nicht mehr an, und viele andere haben ihr Lautbild gründlich verändert —, so sprach dafür der urchige, etwas Schweizerisch-Heldenhaftes in sich tragende Gesamtklang als etwas Kraftvolles, Anheimelndes, unserm Wesen Eigentümliches unmittelbar an.

Anheimelnd in des Wortes umfassendstem Sinne wirkte auch die Handlung des Bullingerschen Dramas. Wohl spielte sie sich im alten Rom ab; doch spürt man deutlich, daß schon zu Bullingers Zeit dieses alte Rom das Zürich von damals, die Schweiz von damals war, daß es nicht nur dem Humanisten Bullinger eine Freude war, römische Geschichte darzustellen, sondern daß der Freund und Nachfolger Zwinglis seiner Zeit einen Spiegel vorhalten wollte durch dies „schön spil von der Geschicht der Edlen Römerin Lucretiae unnd wie der Tyrannisch küng Tarquinius Superbus von Rhom vertriben und sunderlich von der standthafftigkeit Junii Bruti." Der Kampf gegen das fremde Geld mußte damals als neuer Hieb gegen Reislauf und Pensionenwesen erscheinen; die Parteinahme für den unterdrückten Bauern, das Zusammenstehen von Stadt und Landschaft erinnerten den Zürcher, der soeben den Bauernkrieg erlebt hatte, der aber auch gesehen hatte, wie im Kampf für den neuen Glauben Stadt und Land zusammengegangen waren, an die eigene schicksalschwere Zeit.

Dem Zuschauer von heute aber wird eindrücklich vor Augen geführt, wie Tyrannei und ihre Abschüttelung, Gewalt- und Willkürherrschaft und Auflehnung gegen sie, Freiheit und Kampf um sie Themen sind, die sich in der Geschichte immer wiederholen, und so gingen denn die Zuhörer dieses Abends — man sah auch verschiedene in Uniform — wohl vorab mit dem Gefühl hinweg, daß Freiheit und Gerechtigkeit Güter sind, um die immer wieder gekämpft werden muß.

A. E. Müller.

Bücher Rundschau

Das Finnland-Buch eines Schweizers.

„Eines ist sicher, ich bewundere einigermaßen den Mut meines Verlegers, denn er gibt ein Buch heraus, das weder von einer Weltreise noch von einem Flug ins finstere Afrika handelt". So erklärt **René Gardi** in seinem schönen Finnland-Buch **„Puoris-päivä!** — Im Flußboot und zu Fuß durch Finnisch Lappland" (Verlag Paul Haupt, Bern 1939). Das Vorwort datiert vom Frühling 1939 — unterdessen hat die Veröffentlichung eine ungeahnte Aktualität erlangt, und es wird ihr auch der äußere Erfolg beschieden sein, den sie durchaus verdient.

Zu dreien Malen ist Gardi durch Finnland gereist: sein Buch stellt eine Zusammenfassung seiner Finnland-Erlebnisse dar, er erzählt von der Fahrt nach dem Norden, vom Aufenthalt in Helsinki, von der Bahn- und Autofahrt zum Eismeer und vielen Erlebnissen unter den finnländischen und norwegischen Lappen. Der auf den Titel gesetzte Ausdruck „Puoris päivä" heißt: „Ich wünsche dir einen guten Tag!" und ist der Willkommgruß bei den Lappen. Von der Herzlichkeit, die in dem Gruße liegt, mit dem die Lappen sich die Hände schütteln oder einander auf den Rücken klopfen, ist die ganze Darstellung erfüllt. René Gardi reist mit offenen Sinnen und mit einer gewissen Freudigkeit, an der er nun den Leser teilnehmen läßt. So könnte es keinen besseren Führer in die Welt des tapferen nordischen Volkes geben, das heute in einem beispielhaften Heldenkampfe um seine Unabhängigkeit steht. In dem erzählerisch reich bewegten und auch mit Bildern vorzüglich ausgestatteten Werke gewinnen wir — gewissermaßen im Vorübergehen — Eindrücke von der finnischen Landschaft, ihren Seen, ihren Wäldern, Höhenzügen und unendlichen Weiten, von alten und neuen Kulturstätten, vom wirtschaftlichen